

Querverlag

Malou Berlin

Zeit bis
Mitternacht

Roman

Alle Charaktere, Schauplätze und Handlungen dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.

© Querverlag GmbH, Berlin 2006

Erste Auflage März 2006

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von getty images.

Druck und Weiterverarbeitung: Druckhaus Köthen

ISBN 3-89656-128-6

Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

Prolog

„Wer war denn deine größte Liebe?“

Das hört sich an, als könne ich bereits auf ein langes, bewegtes Leben zurückblicken. Dabei habe ich die eine oder andere große Liebe sicher noch vor mir. Aber Klara hält Mitte vierzig für ein erfahrenes Alter. Sie hat mich heute in ihre Wohnung eingeladen, die sie kürzlich mit ihrer ersten großen Liebe bezogen hat. Es schmeichelt mir, wenn sie mich nach meinen Erfahrungen fragt.

„Rate mal.“

„Magdalena“, stellt Klara fest. Ich nicke. Natürlich weiß sie es. Schließlich haben wir viele Jahre zusammengelebt. Sie, ich und ihr Vater Michael, mit dem ich seit meiner Kindheit eng befreundet bin, zeitweise dazu noch die eine oder andere Mitbewohnerin. Die dickbauchige blaue Kanne, aus der sie mir jetzt Tee nachschenkt, stand früher immer auf dem Küchentisch unserer Wohngemeinschaft.

„Weiß Magdalena das eigentlich auch?“ fragt Klara und umschließt mit ihren Fingern den kleinen tropfenförmigen Rubin, der an einer silbernen Kette ihren Hals schmückt.

„Ich glaube nicht. Wir reden nur selten von früher.“

„Du solltest es ihr sagen.“ Klara lehnt sich vor und sieht mich beschwörend an. Ich muss lächeln. Mit diesem Blick hat sie es als kleines Mädchen immer wieder geschafft, Sü-

ßigkeiten von mir zu bekommen. Obwohl ich mir dadurch Ärger mit ihren Eltern einhandelte.

„Und warum?“ frage ich.

„Einfach, weil es wunderschön ist, das gesagt zu bekommen!“ Klaras Augen leuchten. Sie mag Magdalena sehr gern. Sie hat sie schon immer gemocht.

„Ja“, antworte ich nach einer Weile, „vielleicht mache ich das. Vielleicht.“

Damals hat es kein Vielleicht in mir gegeben. Ich wollte Magdalena. Ich wollte sie ganz. Nichts konnte mich daran hindern. Auch nicht die Mauer, die unsere Stadt teilte. Ich habe alle Visa mit den vielen Stempeln aufgehoben. Hier, in der Schublade, bei den Fotos, den Briefen und meinen alten Tagebüchern. Das älteste Visum ist auf den 23. März 1987 datiert.

7.

Die Menschen auf der Straße erscheinen mir gelassener als im Westen. Auch die wenigen Autos bewegen sich in einer für mich ungewohnten Ruhe. Ich beobachte, wie ein Autofahrer sogar anhält, noch während die Ampel auf Gelb umspringt. Ich drehe mich zu ihm um. Weder flucht er, noch klopft er mit den Fingern aufs Lenkrad. Er sieht nicht einmal genervt aus. Er sitzt einfach da und wartet. Der Zweitaktgeruch erinnert mich an die Aufregung, die ich als Jugendliche bei meinem ersten Moped empfunden habe. Auch jetzt bin ich aufgeregt. Ich besuche zum ersten Mal dieses Land, das nur wenige Straßenzüge von meiner Wohnung entfernt beginnt. Meine Mitbewohnerin Renate, die hier gelebt hat und vorerst nicht mehr zu Besuch kommen darf, hat mir den Weg vor einer knappen Stunde noch einmal eindringlich erklärt.

Dimitroffstraße.

Die Namen an den Türschildern sind in dem düsteren Treppenhaus nur schwer zu entziffern. Die ausgetretenen Stufen knarren unter meinen Stiefeln. Es riecht so alt und modrig wie in Kreuzberger und Schöneberger Treppenhäusern auch. Ich klinge sofort, denn einen Augenblick später würde ich mich nicht mehr trauen. Schritte auf Holzdielen. Die Tür wird mit einem Ruck weit aufgerissen. Eine große, stattliche Frau sieht mich an. Um sie herum tanzen Staubteilchen im

hellen Sonnenlicht. Auch ihre krausen roten Haare bewegen sich im Luftzug um ihren Kopf und ihre breiten Schultern. Wie kleine züngelnde Flammen. Feuerfrau. Mir fällt ein, dass ich gar keine Vorstellung hatte, wie sie wohl aussehen mag.

„Willst du zu mir?“

Eine samtige Stimme, tief und klar.

„Ja.“ Ein heiseres Krächzen. „Das heißt, wenn du Magdalena bist.“

Sie nickt langsam. Renate hat mir nicht gesagt, wie schön sie ist. Magdalena sieht mich fragend an.

„Ich heiße Franka. Ich habe deine Adresse von Renate. Ich soll dir Grüße von ihr bestellen.“

„Von Renate?“ Magdalena zieht erstaunt die Augenbrauen hoch. Ihre verhaltene Reaktion verunsichert mich noch mehr. „Du kennst sie von drüben?“

Ich nicke.

„Wie geht es ihr?“

„Gut.“

Ihr ernster Blick ruht lange auf mir. Sehr lange. Ich kann nicht erkennen, was sich dahinter verbirgt. Dann ein kurzes Funkeln in ihren Augen. Und noch eins.

„Möchtest du hereinkommen?“

Ich gewöhne mich rasch an die Lichtflut in ihrem Zimmer. Gleich neben der Tür steht ein altes Klavier aus dunklem Holz. Ich kann es nicht lassen, kurz mit der Handfläche über den Tastendeckel zu streichen. Es fühlt sich an wie mein eigenes Klavier, das noch im Haus meiner Eltern steht. Mein Herz pocht schneller. Ich folge Magdalena zwischen den auf dem Boden liegenden Bücherstapeln zu einer Sitzecke. Der kleine Tisch ist mit Zeitungen, handbeschriebenen Blättern und einem Schachspiel bedeckt. Anstatt eine der üblichen Erklärungen für die Unordnung abzugeben, stellt Magdalena mit ruhigen Bewegungen ein großes altes Radio vom Sofa auf den Boden und räumt den Sessel frei.

„Nimm Platz. Möchtest du einen Kaffee?“

Kaffee? Ich dachte, in der DDR gibt es keinen Kaffee. Hat mich nicht neulich erst meine alte Nachbarin gebeten, für ihr Weihnachtspaket nach drüben Kaffee einzukaufen? Oder ist das auch nur eines dieser Vorurteile? Ich wage nicht zu fragen.

„Ja, ein Kaffee wäre jetzt gut.“

Magdalena balanciert das Schachbrett mit den hölzernen Figuren vorsichtig auf einen Bücherstapel, schiebt die Blätter zusammen und legt sie auf das Radio.

„Mit Milch und Zucker?“

„Ja bitte.“

Ich höre, wie Magdalena in der Küche Wasser in einen Teekessel laufen lässt, und bin froh über diese kleine Pause. Es passiert mir immer wieder, dass ich mich in außergewöhnliche Situationen begeben, denen ich dann nicht gewachsen bin. Für jede Frau wäre es schwierig, sich, so wie ich, als Motorradmechanikerin zu behaupten. Mit meinem mageren Selbstbewusstsein war das geradezu verwegen. Aber ich bin hartnäckig geblieben und habe mich ganz langsam durchgebissen.

Jetzt bin ich also in einem anderen Land, sechs Kilometer von meiner Wohngemeinschaft entfernt, in der Wohnung einer etwa gleichaltrigen Frau und fühle mich ziemlich fehl am Platz. Doch auch das kann sich ändern.

Diese Möbel könnten auch in meinem Zimmer stehen. Ein großes Bücherregal, ein Hochbett, ein weinrot gestrichener alter Kleiderschrank. Was ist anders? Solche Faltjalousien aus Pappe gibt es bei uns nicht. Auch hängen in unseren Wohnungen drüben Bilder an den Wänden, die man meistens schon einmal irgendwo gesehen hat. Anders das große Aquarell über Magdalenas Sofa. Es berührt meine Sehnsucht, vielleicht die Sehnsucht aller Großstädter: ein geöffnetes Fenster und dahinter eine weite, menschenleere

Seenlandschaft. Auch die fünf oder sechs Fotografien an der Wand gegenüber gefallen mir sehr. Die Portraits in Schwarz-Weiß zeigen Frauen verschiedenen Alters. Eine davon sieht Magdalena sehr ähnlich, vielleicht ist es ihre Schwester.

Etwas fehlt hier, was es in West-Berlin in jeder mir bekannten Wohnung gibt. Dann fällt es mir ein: eine große Grünpflanze, eine Palme beispielsweise. Magdalena hat lediglich zwei kleine Töpfe mit Zyperngras auf dem Fensterbrett stehen.

Der Teekessel pfeift. Magdalena kommt herein und stellt zwei große Tassen mit Setzkaffee auf den Tisch. Sie lässt sich auf dem Sofa nieder, und wieder ruht ihr ernster Blick auf mir. Dunkelgrüne Augen.

„Ich bin zum ersten Mal in der DDR“, beginne ich verlegen. „Es interessiert mich, wie die Menschen hier leben. Vor kurzem habe ich Renate kennen gelernt. Durch sie habe ich dann einiges über das Leben in der DDR erfahren ...“

„Aus der Sicht einer, die sie hinter sich gelassen hat.“ Magdalena bekommt einen spöttischen Zug um die Mundwinkel.

„Ja. Ich soll dir ausrichten, dass sie sich Sorgen um dich macht. Sie meint, es sei gar nicht deine Art, dass du ihre Briefe nicht beantwortest.“

Magdalena weicht etwas zurück und hebt bedauernd ihre Schultern. „So viele Freunde von mir sind ausgereist, dass ich unmöglich den Kontakt halten kann. Das geht ja nur über Briefe, wie du sicher weißt. Ein bis zwei Jahre gehen immer ins Land, bis die Ausgereisten wieder zu Besuch kommen dürfen, bei einer Ausreise aus politischen Gründen wie bei Renate dauert es oft noch viel länger. Ich habe es satt, mich ständig mit dem Westen auseinander zu setzen. Ich habe mich entschieden, in der DDR zu leben, und muss daher schauen, wie ich hier zurechtkomme.“

Darauf weiß ich nichts zu antworten. Es ist für mich selten einfach, mit Fremden in ein entspanntes Gespräch zu

kommen. Und mit Magdalena erscheint es mir nun fast aussichtslos. Ich schaue sie schweigend an. Ihr Gesichtsausdruck wird weicher, vielleicht spürt sie meine Ratlosigkeit.

„Aber trotzdem interessiert es mich, wie es ihr geht und was sie so macht.“ Auch ihre Stimme klingt jetzt nachgiebig.

„Es geht ihr gut.“ Ich bemühe mich ebenfalls um einen lockeren Tonfall. „Sie ist ganz viel unterwegs, will überall dabei sein und sich alles anschauen. Außerdem hat sie einen Job in einem Altenheim.“

„In einem Altenheim? Als was?“ fragt Magdalena verblüfft.

„Als Nachtwache. Wieso?“

„Na ja, sie ist ja Ökonom.“

„Sie ist froh, dass sie überhaupt erst einmal eine Arbeit gefunden hat“, erwidere ich, „aber sie hält Augen und Ohren offen, ob sich etwas Anderes findet.“

Magdalena nickt. Ich nippe an meinem Kaffee. Er schmeckt anders als der im Westen. Erdiger und ein bisschen angebrannt.

„Woher kennt ihr euch eigentlich?“ fragt Magdalena.

„Renate und ich haben vor ein paar Wochen beide an einem Yoga-Kurs teilgenommen. Sie hat in einer Pause erzählt, dass sie auf Wohnungssuche ist, und bei uns war gerade ein Zimmer frei. Sie ist dann gleich bei uns eingezogen.“

„Schön. Das ist wirklich schön“, meint Magdalena zufrieden. „Sie hat sich schon seit langem gewünscht, nicht mehr alleine zu wohnen. Du weißt sicher, dass das hier ganz schwierig ist, weil einem als Ledigem nur eine Einraumwohnung zusteht. Wie groß ist denn eure Kommune?“

Ein glucksendes Lachen will sich aus meiner Kehle befreien. Ich schlucke es tapfer herunter. Niemals hätte ich unsere Wohngemeinschaft als Kommune bezeichnet. Und genauso wenig hätte ich gedacht, dass der Sprachgebrauch in Ost und West so unterschiedlich ist.

„Wir haben eine Vier-Zimmer-Altbauwohnung. Ich wohne schon seit über fünf Jahren dort, zusammen mit Michael. Das ist ein ganz alter Freund von mir, wir waren früher Nachbarskinder. Seine Tochter ist fast vier und wohnt eine Woche bei uns, eine bei Anna, ihrer Mutter.“

„Das ist überschaubar“, stellt Magdalena fest. Sie blickt eine Zeit lang still auf ihre kräftige Hand, die auf dem dunkelbraunen, groben Stoff der Sofalehne ruht. Nur die Spitze ihres Zeigefingers umkreist ununterbrochen einen der Polsternägel. Ich wünschte, ich könnte jetzt einfach etwas Witziges erzählen, die Situation mit einer charmanten Anekdote auflockern. Aber mir fällt überhaupt nichts ein.

Dann sieht mir Magdalena wieder direkt in die Augen. „Was weißt du von der DDR?“ In ihrem Blick glaube ich etwas Lauerndes zu erkennen, so als wollte sie genau sehen und sich gleichzeitig schützen.

„Ach, vor allem Plattheiten“, winke ich verlegen ab. Ich will sie nicht mit meinen alten Vorurteilen verletzen. Ich bin hier, um mit offenem Herzen ganz neu zu schauen. „Weißt du, ich bin erst vor fünf Jahren nach Berlin gezogen. Vorher habe ich in einer schwäbischen Kleinstadt gelebt. Da spricht man heute noch von der ‚Ostzone‘. Und jedes Politikverständnis links von Franz Josef Strauß gilt als kommunistisch unterwandert.“ Es entspannt mich, die Vorurteile anderer so weit von mir zu weisen.

„Erzähle.“ Magdalena beugt sich vor, ihre Neugier überwiegt. „Na los. Was für Plattheiten?“

„Na ja.“ Ich überlege einen Moment. „Den meisten Westdeutschen werden zuerst die holprigen Transitstraßen einfallen. Und die preußischen Grenzer. Darüber können sie ewig herziehen.“

„Was noch?“ fragt Magdalena mit herausforderndem Blick.

„Militärparaden. Häuser, die ausnahmslos grau sind“, antworte ich nun ohne zu zögern.

„Weiter!“ Magdalenas Augen funkeln vergnügt. Sie lächelt mich zum ersten Mal an. Neben ihrem Mundwinkel bildet sich ein Grübchen. Ihr Lächeln wirkt dadurch etwas schief. Und entzückend.

„Es gibt keine Bananen und keinen Kaffee. Die Technik ist auf dem Stand der fünfziger Jahre. Und manche meinen, die DDR sei das langweiligste Land der Erde.“

Magdalena wirft ihren Kopf in den Nacken und bricht in ein schallendes Lachen aus. Ich lache verhalten mit.

„Es ist in der Tat äußerst langweilig hier“, klagt sie mit ironischem Unterton. „Ich leide sehr unter den holprigen Straßen und den grauen Häusern. Und darunter, dass mich keine bunten Plakatwände darauf hinweisen, welcher Doseintopf mich glücklich macht.“

„Die Werbung im Westen ist wirklich furchtbar. Und nervtötend und dumm.“

„Na, die Losungen der Partei sind auch nicht gerade geistreich“, grinst Magdalena.

Einige der Spruchbänder habe ich schon gesehen: *Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen* und *Den Sozialismus aufbauen*. „Aber sie sind klar und einfach und direkt, das finde ich gut. Entweder nimmt man sie an oder man lässt es eben bleiben. Die Werbung im Westen dagegen schleicht ins Unterbewusstsein und wir nehmen es nicht einmal wahr.“

„Ja, das stimmt schon“, meint sie. Es gefällt mir, wie sie mich über den Rand der Kaffeetasche ansieht. Ihr Blick ruht wieder lange auf mir, so lange, bis ich lachen muss.

„Was denn?“ frage ich. „Was denkst du?“

Magdalena gibt mir ein kleines Lächeln zurück, wobei ihre geraden, weißen Zähne kurz aufblitzen.

„Ich dachte gerade, dass ich es vielleicht doch spannend finde, mich meinen Vorurteilen zu stellen. Eines hast du bereits aufgebrochen. Nämlich jenes, dass Westler kalt und distanziert sind.“

„Das freut mich. Und welche Vorurteile hast du sonst noch?“ Plötzlich fällt es mir leicht, ihr Fragen zu stellen. Magdalena überlegt auch nicht lange.

„Wessis sind oberflächlich, arrogant und egoistisch“, antwortet sie vergnügt.

„Weiter!“

„Der Westen hinkt um hundert Jahre der gesellschaftlichen Entwicklung hinterher, mit seinem Papst und der katholischen Kirche.“

Eine überraschende Sichtweise. Die Begegnung mit Magdalena verspricht, meinen Horizont zu erweitern.

„Und was noch?“

Magdalena denkt kurz nach und lacht dann wieder: „Die West-Berliner Lesben tragen Lederjacken und dunkle Jeans und haben einen Einheitshaarschnitt.“ Sie beugt sich vor und streicht mir kräftig durch die Haare. „Aber dieses Vorurteil hast du ja bestätigt.“

Einen Augenblick lang ist sie so nahe, dass ich den Duft ihres Körpers riechen kann. Ich mag ihn. Ihre Hand hinterlässt eine glühende Stelle auf meinem Kopf.

„Woher willst du denn wissen, dass ich eine bin?“ frage ich und versuche ein charmantes Lächeln.

Magdalena lehnt sich zurück und wendet ihren Blick ab. „Ich hab mir das einfach so gedacht“, murmelt sie verlegen.

„Stimmt ja auch.“ Ich betrachte eingehend die Kuppe meines Daumens und besinne mich lieber darauf, weshalb ich eigentlich hier bin. Der Anfang meines Versuches, den Sozialismus lebensnah zu begreifen, ist mir doch recht gut gelungen.

„Ich glaube, wir beide könnten eine ganze Menge voneinander lernen“, schlage ich ihr vor und versuche dabei, einen möglichst sachlichen Tonfall zu halten. „Wir könnten diesen ganzen Vorurteilen unsere Neugier und unsere Of-

fenheit entgegensetzen. Wir könnten Trennendes aufbrechen und schauen, was bleibt.“

„Ja“, antwortet Magdalena nach einem kurzen Nachdenken.

Wir sehen uns ernst und fest in die Augen, und das ist beinahe wie ein feierlicher Schwur.